Düsseldorfer Sonntagsblatt.

Beilage zum Düsseldorfer Volksblatt.

Nr. 7. Sonntag, 17. Februar. Jahrgang 1895.

Das Schlangenkrönlein.

Eine Geschichte aus den bayerischen Bergen.

Von Fr. Dolch. (Nachdruck verboten.)

Wo der Isarstrom, mit weißgrünen Wellen durch ein breites Kiesbett schäumend, aus seiner Alpenheimat in die bayerische Hochebene hinaustritt, liegt reizend und sonnig der Marktflecken Tölz. Hart an der Schwelle der Bergpforte, wie in einer reichgeschmückten Vorhalle der höheren Alpenwelt gelegen, ist Tölz, obwohl eigentlich nur eine lange Straße bildend, der schönste und größte Markt Bayerns, in seiner Bauart ganz Gebirgsdorf, in seiner Wohlhabenheit und Gewerbethätigkeit städtisch. Schon das eine, daß es durch die jod- und schwefelhaltigen Natronquellen Krankenheils ein vielbesuchter Badeort ist, hebt es über seine Genossen heraus, wie auch alles, Berg und Thal, Fluß und Flur und Wald in herrlichster Verschlingung sich vereint, jeden Weg und Steg um Tölz herum schön und reizend zu machen. Die zweitürmige Kirche des Calvarienberges schaut wie ein Dom mit feierlicher Pracht vom steilen Felsenkopfe und ist weithin sichtbar in dem sonnigen, schmuckreichen Thale. Vom Calvarienberge aus genießt man eine herrliche Aussicht in den grünen Winkel der Isar hinein und auf die Berge, die das Isarthal gestalten. Im Vorblick steigen hohe Bergmassen auf, links der Geier- und Fockenstein, rechts Maxenstein und Benediktenwand, in der Mitte das Dürrenberger Joch, über diesen das Hochglück und das Gamsjoch, während gegen den Abfall des Kirchsteines nach und nach noch die zwei Falken, das Birkkar, der Karwendel und Sojen sich einschieben.

Auf der Bank, die droben auf dem Calvarienberge an einer Seitenwand der Kirche angebracht ist, saß ein junger Mann und schaute mit trüben Blicken in die reizende Gegend hinaus, über der ein tiefblauer Juni-Himmel sich wölbte. Es war eine schlanke, fast feingebaute Gestalt mit einem wohlgeformten, aber abgehärmten Gesichte, dem lichtblondes Haar und ein paar tiefblaue Augen einen sinnenden und schwärmerischen Ausdruck gaben. Er hatte die Hände im Schoße gefaltet, seine Lippen bewegten sich leise und Thräne um Thräne rollte über seine eingefallenen Wangen.

„Wenn ich fort müßt' von der Hoamat," murmelte er fast unhörbar vor sich hin, „das drucket mir's Herz ab! Und dengerst (doch) wird's so kommen, denn wo ich hinschau', is koa Ausweg und koa Rettung. Von die Mensch'n hab' i koa Hilf' zu derwart'n, wenn mich jetzt d' Muttergottes a noch im Stich laßt, nachher bin ich verlor'n. Ich hab' mich verlobt da 'rauf, bin die heilige Stieg'n auf die Kniee 'raufg'rutscht, hab' unsern Herrgott und alle Heiligen ang'rufen und der Mutter Gottes a Wachskerzen versproch'n, so dick wie mei' Arm. Dös is jetzt mei' letzte Hoffnung! Sie wird scho' a Erbarmnis mit mir hab'n und mir a Hilf' schicken, daß ich net von mein'm Gütel g'jagt werd' und betteln geh'n muß mit Weib und Kind —"

Seine Stimme brach und laut aufschluchzend schlug er die Hände vor das Gesicht. Aber er schreckte sogleich wieder

Kannst du lesen? Nach dem Gemälde von Hermann Knaibach.

empor und trocknete sich hastig die Thränen von den Wangen, als sich in einiger Entfernung Schritte, die sich rasch näherten, vernehmen ließen. Er raffte den grünen, mit einem Adlerflaum geschmückten Hut, der neben ihm auf der Bank lag, auf, drückte ihn tief in die Augen und eilte, ohne sich umzusehen, den Berg hinunter, der Isarbrücke zu.

Mit gesenktem Haupte, nur zuweilen einen scheuen Blick nach den Vorübergehenden werfend, schritt er über dieselbe, eilte hastig an den prächtigen Hotels und schönen Landhäusern Krankenheils vorüber und hatte bald das Zollhaus, eine freundliche, halb im Waldesgrün versteckte Wirtschaft, erreicht. Hier verließ er die Straße und schlug einen ziemlich steilen Waldweg ein, der hinüberführt zum Blomberg, an dessen lieblichen Gehängen an gar wundersamer Stelle, wo das Auge weit hinausschweift in die ebenen Lande, die jod- und schwefelhaltigen Natronquellen sprudeln. Am Fuße des Berges, nicht weit von dem wunderschön gelegenen Hochdörflein Wackersberg entfernt, liegen einige gut im Stand gehaltene Bauernhäuser. Unter diesen fiel jedem Vorübergehenden ein Haus durch seine besondere Zierlichkeit und durch die Sauberkeit der ganzen Umgebung auf. Zwar war nur das Erdgeschoß von Steinen erbaut, und das in den Dachgiebel auslaufende obere Stockwerk nur von Holzwerk zusammengefügt, aber die Mauer war blank, wie ein geschältes Ei, und die Balken und Bretter trugen ein so kräftiges, von Zeit und Wetter aufgetragenes Braun, daß das ganze ungemein lieblich aus den grünen Kronen der Zwetschen- und Apfelbäume hervorsah. Die Fenster des Hauses schimmerten klar, als ob sie erst den Tag vorher die Werkstätten des Glasers verlassen hätten; die Gräd — der ziegelgepflasterte, schmale, erhöhte Fußweg vor dem Hause — brannte in freundlichstem Rot, und die offene Hausthür ließ erkennen, daß Fletz und Stuben der schmucken Außenseite vollkommen entsprachen.

Unter der Thür des Hauses stand ein junges Weib und schaute, die Augen mit der Hand beschattend, eine Sekunde lang gegen den Wald hin, dann bückte sie sich zu einem etwa dreijährigen, krausköpfigen Knaben nieder, der zu ihren Füßen kauerte und lachend und jubelnd sich mit einem verstümmelten, hölzernen Pferdchen abarbeitete. Die Gestalt des jungen Weibes war groß und schlank, das Haar dunkelbraun, noch dunkler die Augen, die wie ein paar reifende Kirschen glänzten. Das leicht gebräunte Gesicht war hübsch, aber abgemagert und ein sorgenvoller Ausdruck lag auf demselben. Das Gewand, das sie trug, war das bäuerliche der Gegend, aber es war nicht viel davon zu gewahren, denn eine breite Vor- und Rückschürze von grobem Zwilch war, um den Anzug zu schonen, darüber gebunden.

„Da schau her, Franzerl, wer da kimmt," sagte das junge Weib, den strampelnden Knaben auf den Arm nehmend und die Rechte gegen die Männergestalt, die in diesem Augenblicke aus dem Walde hervortrat und den Wiesenpfad gegen das Haus herankam, ausstreckend. „Der Vata is's, der kimmt heim und bringt 'm Franzerl a Guti (Zuckerwerk) mit! Dem müssen wir gleich entgegen geh'n."

Sie lief dem Näherkommenden, der langsam und gesenkten Hauptes einherschritt, quer über die frischgrünende Wiese entgegen und hielt ihm freudestrahlend den jauchzenden Knaben entgegen: „Grüß Dich Gott, Pauli," rief sie atemlos, „weil Du nur wieder daheim bist! Da, schau den Buben an, was der für a Mordsfreud' hat, weil er Dich wieder sieht! Und jetzt red', was hab'n die Herrn g'sagt drin' in der Stadt? Bringst a gute Nachricht mit?"

„A gute Nachricht?" lachte Pauli bitter, den Knaben auf den Arm nehmend und ihm eine Näscherei reichend, „es is nix Gut's, was i bring'. Die Herren hab'n g'sagt, sie hätten mir schon Nachsicht g'nug 'geben, das müßt' einmal ein End' nehmen und wenn ich jetzt wieder net zahl'n könnt', nachher müßt' die Bank mein Anwesen versteigern lassen —"

„O du heilige Mutter, daß 's so weit hat kommen müssen mit uns," rief das junge Weib händeringend. „Und sie hab'n wirklich keine Erbarmnis g'habt, hab'n sich net derbitt'n lassen?"

„Es hat alles nix g'nutzt," sagte Pauli düster. „Sie könnten net anders, haben's g'sagt, und ich sollt' meine Wort' spar'n, es wär' doch umsonst. So bin ich halt wieder 'gangen, aber ganz elend is mir z'Mut g'wesen und arge Gedanken sind aufg'stieg'n in mir. A gute Weil' bin ich in ein'm Winkel g'standen und hab' mich b'sonnen, ob ich in d' Isar springen oder mich von der Lokomotive überfahr'n lassen sollt' —"

„Jesus, Maria, Pauli —"

„Soll man da net verzweifeln, wenn man so verlassen is von Gott und der Welt?" brach Pauli bitter los. „Bin vielleicht ich schuld d'ran, daß wir verderben auf unser'm Gütel? Hab' ich net g'haust und g'spart und mich abg'rackert früh und spat? Kann ich dafür, daß ich in eine so schwere Krankheit g'fallen bin, daß der Schauer (Hagelwetter) unsere Felder heimg'sucht hat und unter unser'm Vieh die Seuch'n aus'brochen is? Wenn net Schlag auf Schlag soviel Unglück kommen wär' über uns, thäten wir heut' net so dasteh'n. Und wo D' hinschaust, nindersl (nirgends) a Hilf'! Von die Leut' hab'n wir keine zu derwart'n und von Dein'm Vater, mei' liebe Moni, z'erst net, weißt wohl warum. Ich werd' mich auch hüten, ihm noch a einzig's mal unter die Augen z' kommen —"

Moni erwiderte nichts, sondern trocknete mit der Schürze heimlich eine Thräne, die ihr über die Wange rollte. Dann öffnete sie, da sie inzwischen das Haus erreicht hatten, die Gartenthüre, während Pauli den Kleinen auf den Boden niederstellte und einen scheuen Blick nach einem der Fenster warf, hinter welchem das weiße Haupt eines alten Mütterchens sichtbar wurde. Tief aufseufzend schritt er, den Knaben an der Hand führend, über die Schwelle und ließ sich, den Blicken der Alten ausweichend und den Hut auf das Fensterbrett werfend, schwer auf die Bank niederfallen.

„Bringst keine gute Nachricht mit aus der Münchnerstadt," murmelte die Alte, wieder nach der Ofenbank zurückschleichend und sich auf dieselbe niederlassend, „ich seh' Dir's am G'sicht an. Hab's gleich g'sagt, daß 's nix nutzt. Und warum? Weil kein Glück und kein Segen mehr auf'm Haus ruht, weil —"

„Aber, Ahnl, kommst scho' wieder mit die alten Geschichten?"

„Ja, ja, ob Du's glaubst oder net, Moni, es is doch so! Mei' Vater hat's oft derzählt, daß vor Zeiten amal a weiße Schlang', die ein goldenes Krönl auf dem Kopf g'habt hat, sich oft in unserm Haus hat seh'n lassen. Damals is das Niederberger Gütel noch ein großer Bauernhof g'wesen und all's, was der Besitzer ang'fangen hat, is ihm zum Glück und Segen ausg'schlagen. Das hat all's die weiße Schlang', die sich auf'm Hof aufg'halten und der man alle Tag' a Schüsserl Milch in ein' Winkel g'stellt hat, g'macht. Aber das Glück und der Reichtum haben den Besitzer übermütig g'macht, und er hat ein' schlechten Lebenswandel ang'fangen. Da kommt er einmal an ein'm Abend benebelt heim und wie er durch die Kuchel geht, sieht er in ein'm Winkel die weiße Schlang'. „Kriecht denn das Viehzeug alleweil da 'rum?" schreit er wütig und haut mit dem Stecken der Schlang' das Krönl vom Kopf. Da hat's ein' Donnerschlag 'than, als wenn das Haus einfall'n wollt', der Bauer aber is umg'fall'n wie a Stückl Holz und is lang nimmer zu sich selber 'kommen. Und von der Stund' an is die Schlang' verschwunden g'wesen und sie hat sich auch nie mehr seh'n lassen auf'm Hof. Mit der weißen Schlang' aber is a' das Glück und der Segen fort und langsam is's abwärts 'gangen mit'm Niederberger Hof. Jetzt is er auf der Gant, aber doch wär' er vielleicht noch z'retten! Ein Mittel gäb's noch und wann Du's wissen willst —"

„Wir wollen's net wissen," unterbrach Moni die Alte. „In so g'fährliche Sachen soll man sich net einlassen. Wenn's net mit rechten Dingen zugeht —"

„Was frag' ich nach der G'fahr?" rief Pauli, der der Alten aufmerksam zugehört, erregt. „Was uns Hilf' bringen kann, muß her, und wenn ich's aus'm Himmel holen müßt' oder aus der Höll'. Red' nur, Ahnl, und erzähl' mir amal alles genau! Und wenn's ausz'führ'n is, führ' ich's aus, ob's mit rechten Dingen zugeht oder net!"

„Ausz'führ'n is's," nickte die Alte, „aber Mut g'hört dazu und Standhaftigkeit. Also die weiße Schlang', die ein goldenes Krönl auf'm Kopf hat, das is die Schlangenkönigin, die die Herrschaft hat über alle anderen Schlangen. Sie laßt sich oft seh'n in die Nächt' vor die heiligen Zeiten und glanzt und leucht't g'rad' wie a Johanniskäferl. Diemal tragt's auch ein' goldenen Schlüssel im Maul und wenn

man ein g'wisses Sprüchel hersagt, laßt's den Schlüssel fallen und verschwindet. Wer ein' solchen Schlüssel kriegt, der find't den Weg zu die unterirdischen Schätz' und kann die goldenen Thüren aufsperr'n, die in glänzende Säl' führen, wo große Haufen Gold, Silber, Edelsteine und Perlen liegen. Die Schlangenkönigin kann man auch rufen und beschwör'n, aber das is a g'fährliche G'schicht', die dem Beschwörer 's Leben kosten kann, wenn er die Kuraschi verliert. Ruft man die Schlangenkönigin, dann erscheint's mitten in einem Haufen schwarzer Schlangen, die fürchterlich zischen und pfeifen. Der Beschwörer aber muß mitten durch die Schlangen und muß der Schlangenkönigin das Krönl vom Kopf nehmen. Is das g'scheh'n, nachher verwandelt sich die weiße Schlang' in eine schöne Jungfrau, die ihrem Erlöser einen Haufen Geld schenkt. Das Schlangenkrönl aber is die Hauptsach' und das darf einer nie mehr aus der Hand lassen, denn wer ein solches Krönl bei sich tragt oder in seinem Haus hat, dem kann nix mehr fehlschlagen und 's Glück weicht nimmer von ihm. Wenn er das Krönl zu sein'm Geld legt, geht's ihm niemals aus, und tragt er's um 'n Hals, nachher is er sicher gegen jede Leibesg'fahr —"

„Wirkli'? Und das wär' all's wahr?" rief Pauli, dessen Blicke in fieberhafter Spannung an den Lippen der Alten hingen. „Aber wo find't man die Schlangenkönigin und weißt das Sprüchel, das man hersag'n muß, wenn man sie beschwör'n will?"

(Fortsetzung folgt.)

Die Schreckensnacht.

Erzählung von Wilhelm Grothe.

I. (Nachdruck verboten.)

Es mochte gegen 11 Uhr morgens sein. Die Sonne sandte, wie schon seit einigen Wochen, ihre versengenden Strahlen nieder, die durch das sich über mir wölbende Blätterdach nur zum Teil abgehalten wurden. Ich fühlte mich ermattet; denn seit fünf Stunden wanderte ich im Gebirge und auf Pfaden, die der Regen oder das Vieh sich gebildet hatte, ohne bisher gerastet zu haben. Der Weg wurde jetzt breiter. Mein Führer blieb stehen und deutete mit seinem langen Stabe vorwärts. „Nun sind wir sogleich an der Sanne, dann haben wir neben dem Waldbache ebenen Weg," lautete seine Rede.

„Und wie weit ist es noch bis H—berg?" fragte ich.

„In einer halben Stunde sind wir in G—roda," antwortete er, „und von da noch einmal soweit, wenn wir gut ausschreiten; aber immer guter, ebener Weg."

Es war keine verlockende Aussicht, so weit bei einer Wärme von zwanzig und einigen Graden Réaumur in der brennenden Sonne zu marschiren, zumal wenn man die Reize der Gebirgsnatur schon drei Wochen in vollen Zügen genossen hat und diese nun mit der Ebene vertauscht. Ein Blick auf meinen Führer, der meinen schweren Reisesack trug, kräftigte mich jedoch. Ich wischte den Schweiß von meiner Stirn und rief: „Wohl! vorwärts!" Der ehrliche Bergbewohner nickte mir lächelnd zu, und vorwärts ging es zum Ufer der Sanne hinab.

Die Sanne ist ein kleiner Waldbach, der fröhlich und klar über die oft mächtigen Steine dahinhüpfte — nein tröpfelte; sie zeigte hin und wieder kaum soviel gestautes Wasser, um den Glauben an die köstlichen Forellen, welche die Wirtstafeln der Gasthöfe der Umgegend zierten und welche hier gefangen werden sollten, nicht ganz entschwinden zu lassen. Daß die Sanne übrigens nicht immer ein so dürftiges Rinnsal sei, zeigte ihr ziemlich breites Bett, welches jetzt freilich zum größten Teil öde und steinig vor unseren Augen dalag.

Wir traten aus den Bergen heraus, die Ebene lag vor uns: ein trotz der Sonnenglut lachender Garten. Mächtige Aehrenfelder zeigten sich, daneben Buchweizen, dann Gehöfte im Schatten von dunkelgrünem, noch saftigem Laubholz, das sich in der Nähe als Obstbäume erwies. Darüber lag eine Sabbathstille ausgebreitet, die von dem Murmeln und leisen Plätschern der Sanne keineswegs unterbrochen wurde, und rings goldiger Sonnenschein.

Einen Augenblick blieb ich stehen und genoß das herrliche Bild mit durstigen Blicken. Mein Führer hatte mich wieder mißverstanden; denn er sagte in tröstendem, mir Mut einsprechendem Tone: „In zehn Minuten werden wir in G—roda rasten können." Ich nickte ihm lächelnd zu und weiter ging es auf H—berg zu, den Zielpunkt meiner heutigen Wanderung.

Ich hatte vor einem Monat erst die Bekanntschaft des Besitzers von H—berg, Gottfrieds von Saldern, in der Residenz gemacht; später traf ich ihn zufällig, als ich meine Reise, um den Alltagsstaub abzuschütteln und mich im Gebirge von der Arbeit zu erholen, angetreten hatte, in einem Eisenbahnkoupee. Da hatte ich ihm das Versprechen geben müssen, ihn auf seinem Gute zu besuchen.

„Sie dürfen mir nicht vorübergehen," hatte er gesagt. „Ihre Tour führt sie bei mir fast vorüber. Meine Frau wird sich freuen, Sie zu sehen und kennen zu lernen. Ich werde mit Ungeduld die Tage verbringen, bis Sie bei mir eintreffen." —

Eine gute halbe Stunde Weges noch — und ich stand in H—berg vor dem Schlosse, das auf einer sanft ansteigenden Anhöhe lag, ein Bau, dessen Anblick mich einen Augenblick zu weilen zwang. Es gehörte in keinem Teile der Neuzeit an; vergangene Jahrhunderte hatten ihren Stempel ihm aufgedrückt. Auf der Nordseite lag ein viereckiger Turm mit Zinnen, das Ueberbleibsel der alten Feudalzeit, der sogenannte Donjon, der den Jahrhunderten getrotzt hatte, während die übrigen Mauerwerke jener Tage verschwunden waren. An ihn lehnte sich ein Gebäude, welches im Renaissancestyl aufgeführt war. Auf der Südseite befand sich ein Flügel, welcher der Rococo-Periode angehörte.

Ich verabschiedete meinen Führer, nahm das Gepäck selbst in die Hand und schritt durch ein mächtiges Gitterthor über den Hof, auf dem zwischen grünen Bosquets einige Statuen in weißlackirtem Zinkguß standen. Der Zugang zum Schlosse war durch eine Art Balkon, der durch kanelirte Pfeiler getragen wurde, überbaut.

Hier trat mir ein Diener entgegen und fragte nach meinem Begehren. Ich reichte ihm meine Karte und ersuchte ihn, sie seinem Herrn zu überbringen.

„Sie wollen den gnädigen Herrn sprechen?" versetzte der Diener; „da bedarf es dessen nicht. Folgen Sie mir in den Garten."

Wir traten in das Gebäude, das Treppenhaus, das zugleich als Wartezimmer dienen konnte, dann in einen Wintergarten, der auf eine Terrasse hinaus- und über diese in den Garten führte.

Gottfried von Saldern saß mit seiner Gemahlin und seinen zwei Kindern auf der Terrasse und schaute über ein Zeitungsblatt hinweg freundlich auf seine Familie, deren unbewußte Gruppirung ein reizendes Genrebild geschaffen hatte; denn die junge Mutter ließ das einjährige Töchterchen auf ihrem Schoße stehen, während ein kaum dreijähriger Knabe mit braunen Locken sich mit einer bunten Bilderfibel an sie schmiegte.

Der Vater, eine kräftige und hohe Gestalt, war in eine Jagdjoppe gekleidet und trug hohe Reiterstiefel. Er war wenig über dreißig Jahre alt, während seine Gemahlin erst fünfundzwanzig Sommer gesehen hatte. Sie besaß frische und schöne Gesichtszüge, freundlich leuchtende Augen, aber Locken, welche auf ein Greisenalter deuteten — schneeweiß.

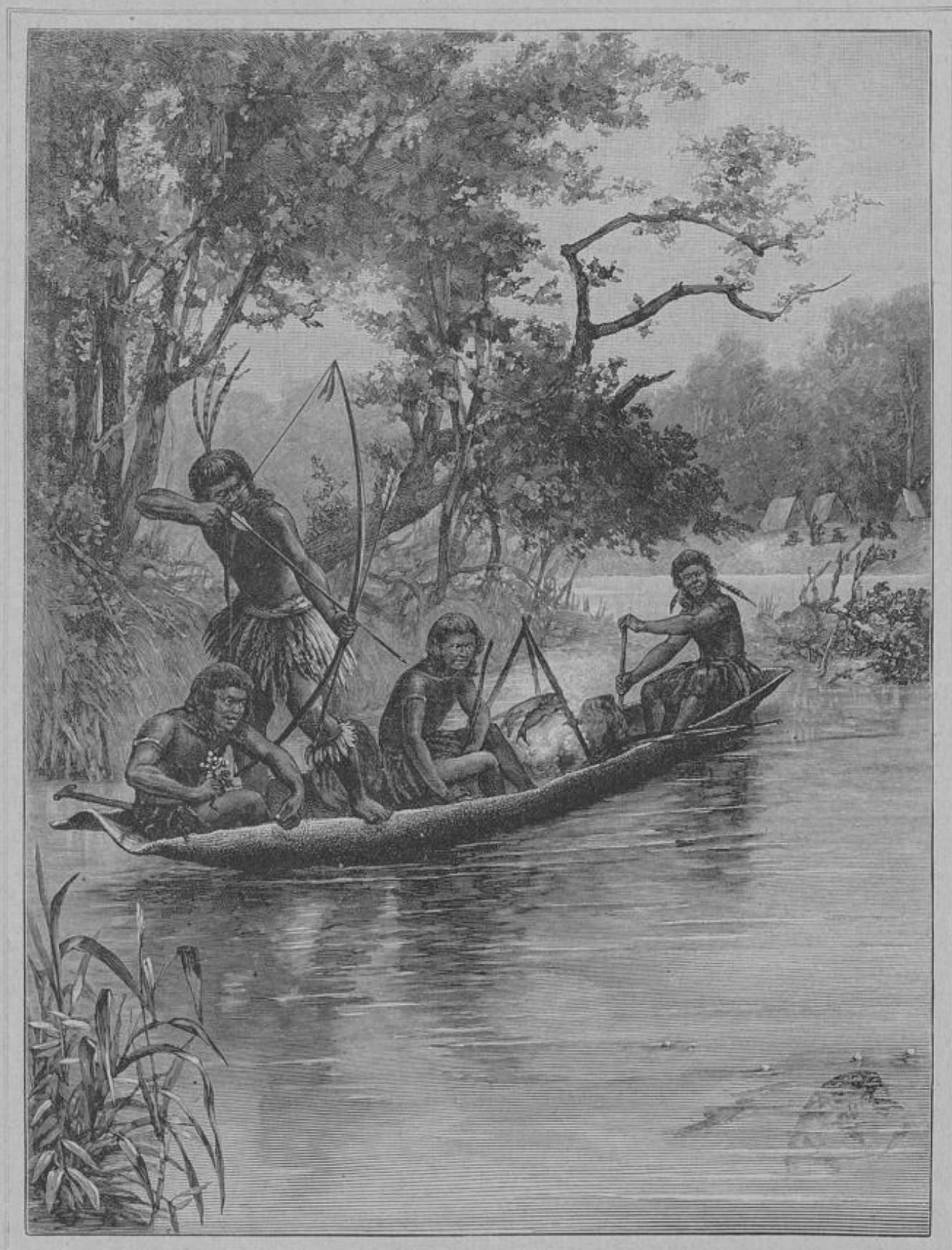
Der Diener hatte seinem Herrn gesagt, daß man ihn sprechen wollte. Sogleich hatte dieser sich nach mir umgewandt und war aufgesprungen, um auf mich zuzueilen und mich näher zu ziehen.

„Willkommen!" rief er, „herzlich willkommen! Sie haben lange auf sich warten lassen. Meine Frau meinte schon, Sie hätten ein leichtes Versprechen gegeben, das Sie nicht halten würden. Du hast unrecht gehabt, Eleonore; da ist unser Gast."

Die Frau vom Hause hatte sich erhoben und mich mit seltener Liebenswürdigkeit begrüßt. Ich fand sie in jeder Beziehung entzückend und reizend, bis auf die weißen Haare, die unharmonisch gegen die sonst jugendliche Erscheinung abstachen. Ich mußte mit Mühe mein Auge von der Seltsamkeit abwenden.

Die freundliche Aufnahme ließ mich bald zu Hause sein. Nach dem Mittagessen fragte mich mein Wirt, ob ich ruhen oder mit ihm einen Spaziergang durch den Garten machen wolle. Ich war zu letzterem bereit und hatte bald Gelegenheit, den feinen Sinn, der sich in den Anlagen zeigte, zu bewundern. Harmonisch wechselten schattige Waldpartien mit

sonnig heiteren Wiesenflächen, durch welche sich ein klares Bächlein wand, das durch verdeckte Schleusen selbst in der



Indianer auf der Fischjagd.

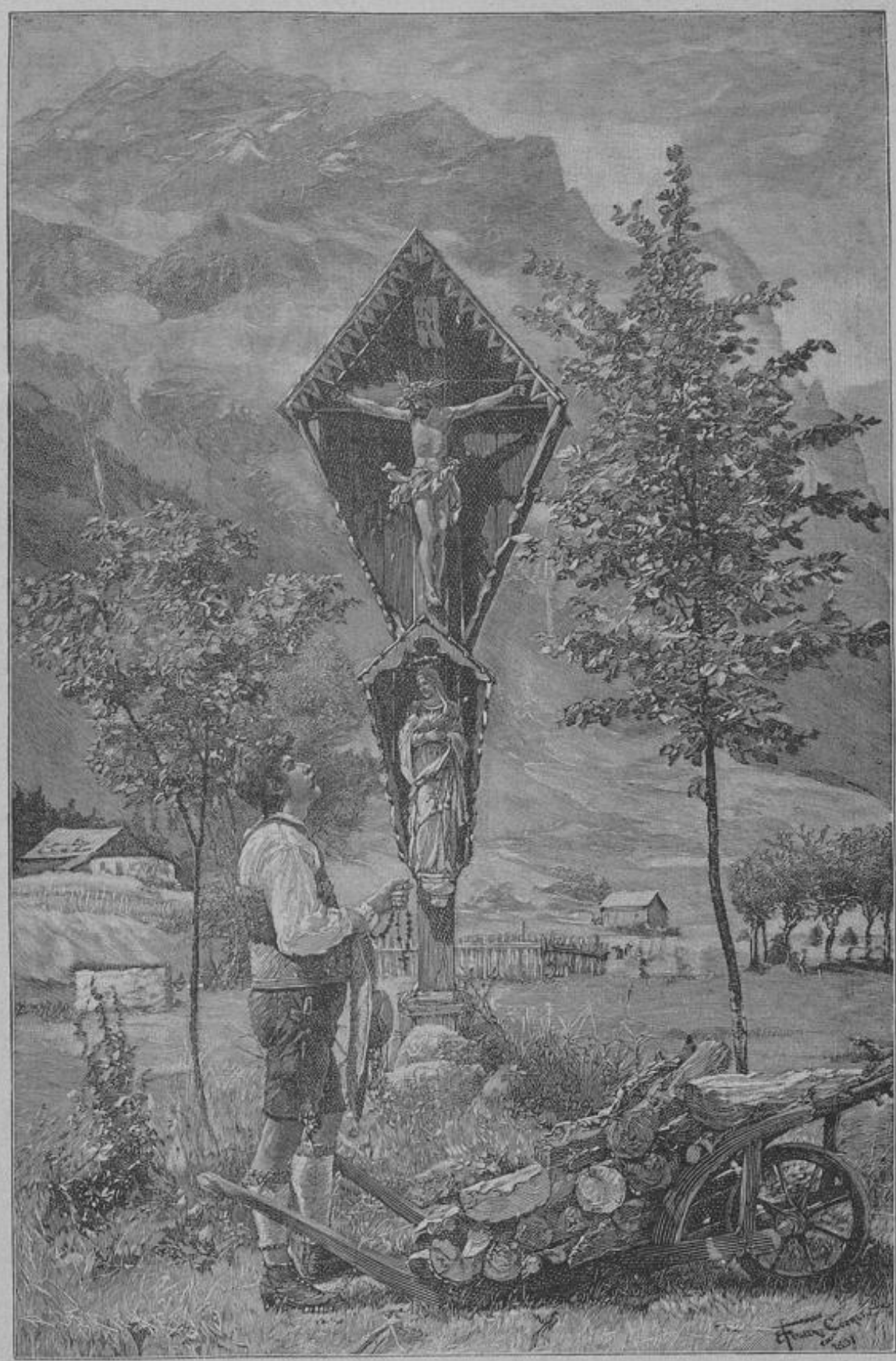
Original-Illustration, Verlag v. Ludwig Weber in Düsseldorf, Institut für Zeitschriften-Illustrationen.

trockenen Jahreszeit voll fließenden Wassers erhalten wurde.

„Bei meines Vaters Tode," erzählte mir Saldern, „herrschte hier ein Chaos, ein verwildertes Rococo, das erst meine Frau beseitigte. Sie griff tüchtig durch. Wie behagt Ihnen aber mein Schloß? Aufrichtig, Freund!"

„Es ist ein eigentümliches Gemisch mehrerer Baustyle," gab ich zur Antwort.

„Das hat auch meine Frau gemeint," erwiderte er, „und



Vor dem Kruzifix. Nach dem Gemälde von C. A. Fischer-Berlin.

wir denken mit dem Turm den Umbau zu beginnen," und nach einer kleinen Weile fuhr er fort: „Der Turm war früher der Lieblingsaufenthalt meiner Frau — jetzt betritt sie ihn nicht mehr. Den Grund wird Ihnen Eleonore schon allein erzählen, wenn Sie länger hier verweilen werden. Das hängt mit ihren weißen Locken zusammen. Drängen Sie sie aber nicht."

II.

Die Schwüle des Tages deutete auf ein drohendes, schweres Gewitter, das sich wahrscheinlich zur Nacht entladen würde. In der That mehrten sich die Anzeichen, als der dämmernde Abend, die dunkle Nacht sich näherten. Finsteres Gewölk zeigte sich im Westen und zog langsam, den ganzen Himmel überschleiernd, herauf, den Bergen zu. Einzelne Windstöße fuhren daher und schüttelten die mächtigen Wipfel der Bäume im Parke.

„Das wird ein Wetter wie das vor vier Jahren werden," meinte Gottfried von Saldern beim Abendessen. Bei diesen Worten lauschte ich auf; aber Frau Eleonore sagte mit umwölkter Stirn: „Nicht heut'!"

Sie wurde stiller und war augenscheinlich mit trüben Gedanken beschäftigt. Uebrigens herrschte für eine ruhige Erzählung zuviel Unruhe; es kamen die Beamten von H—berg und statteten Berichte ab und empfingen Weisungen. Zuletzt erschien der Oberinspektor, den Saldern fragte, ob alle Vorsichtsmaßregeln getroffen seien. Die Antwort lautete bejahend.

Bald nachher wurde die Tafel aufgehoben, und bei dem ersten Wetterleuchten begab ich mich auf mein Zimmer.

Der Bediente, der mich dorthin führte, setzte den schweren silbernen Armleuchter auf einen Nachttisch, der augenscheinlich zu den anderen Möbeln nicht paßte, wünschte mir eine gute Nacht und entfernte sich. Ich warf einen Blick um mich und trat dann zu den Vorhängen des gothischen Fensters, ich schlug sie zurück und warf einen Blick hinaus auf den Park, über den das Gewitter heranzog.

Zwischen Thür und Fenster in einer Nische befand sich das weiße Himmelbett mit geblümten seidenen Vorhängen. Mit demselben Stoffe waren die Polster der Sessel und Stühle bezogen. Dem Bett gegenüber befand sich eine zweite Thür, die weit geöffnet war und in ein fensterloses Kabinet führte, das jedoch von einer Ampel erhellt war, die ihr Licht auch dem Schlafzimmer mitteilte. In diesem Kabinet sah ich, als ich hineintrat, zwei mächtige Garderobenschränke und zwischen ihnen einen leeren, kleinen Wandschrank mit eisernen, jetzt offenen Thüren.

Als ich aus dem kleinen Kabinet wieder heraustrat, fiel mein Blick auf den Fußboden, wo sich ein dunkler Fleck zeigte. Seiner bräunlichen Färbung nach konnte er von Oel oder etwas ähnlichem nicht herrühren. Ich bekümmerte mich nicht weiter um ihn, sondern legte mich zu Bett, da mir die Augen vor Müdigkeit fast zufielen. Ich war auch bald eingeschlafen und genoß eine ungestörte Nachtruhe. Draußen tobte ein schweres Gewitter, rauschte der Regen in mächtigen Güssen, ich vernahm nichts davon, selbst nicht den Donner, welcher den grellen Blitzen folgte.

Die Sonne stand schon hoch, als ich erwachte. Ich schlug die Vorhänge meines Himmelbettes zurück und erhob mich meiner Gewohnheit gemäß sogleich. Als ich die Fenstergardinen öffnete, blickte ich auf den im Sonnenschein vor mir liegenden Park. Alles im Zimmer schien mich freundlich anzulächeln, bis auf den dunklen Fleck, den ich schon am Abend wahrgenommen.

Ich kleidete mich sogleich an und zog die Glocke. Der Bediente, welcher mir hereingeleuchtet, erschien sogleich und bat, als er mich angekleidet sah, ihm zu folgen; die Herrschaft warte mit dem Frühstück auf mich.

Ich kam der Aufforderung nach und nahte mich der liebenswürdigen Familie mit der Bitte um Entschuldigung. Ich drückte ihr mein Bedauern über mein spätes Aufstehen und darüber aus, daß man auf mich, den Langschläfer, gewartet habe; aber mein liebenswürdiger Wirt unterbrach mich: „Keine leeren Worte, mein Freund. Auch wir sind noch nicht lange dem Bett entstiegen. Bitte, bedienen Sie sich." Zu den Worten reichte mir Frau Elenore freundlich lächelnd eine Tasse Thee. Nachdem ich etwas genossen, fragte mich Gottfried von Sandern, wie ich geruht habe. Meine Antwort lautete, daß ich sogar das Gewitter verschlafen habe.

„Weißt Du, Nora," wandte sich mein Wirt an seine Gemahlin, „daß unser lieber Gast gestern der Meinung war, es spuke in dem Turme und die Geister meiner Ahnen hätten uns von dort vertrieben?"

Sie schüttelte das weißlockige, jugendliche Haupt. „Nein," erwiderte sie, „ein Geist hat mich dort nicht erschreckt; aber ich habe in jenem Zimmer die entsetzlichste Nacht meines Lebens zugebracht, Stunden, welche meinem Haare seine frühere Schwärze geraubt haben. Früher habe ich daran nur mit Entsetzen zu denken vermocht. Das ist mit der Zeit nach und nach anders geworden. Die Erinnerung ist zwar noch lebhaft, hat aber viel von ihrem Schrecken verloren."

Ich bat, die Ereignisse jener Nacht mir mitzuteilen, und sie kam meinem Ersuchen nach.

III.

Des jungen Schloßherrn Vater hatte einen Kammerdiener, Martin Waller mit Namen, den er dem Sohne noch auf dem Sterbebette dringend empfahl.

Gottfried hatte zu dem finsteren und verdrossenen Menschen, der zehn Jahre älter als er selbst war, kein rechtes Vertrauen fassen können; aber seinem Versprechen gemäß trennte er sich nicht von ihm, sondern setzte ihn zum Verwalter seines Gutes ein. Sorglos wie der jetzige Besitzer von H—berg war, ließ er jenen dort unbeaufsichtigt schalten, bis er Eleonore von Kindheim kennen und lieben lernte und sie als Gattin heimführte.

Eleonore befand sich elternlos und mündig in dem Besitze eines sehr bedeutenden Vermögens, wodurch es Gottfried möglich wurde, sein Besitztum merklich zu verbessern und durch den Ankauf einer Meierei, zweier Vorwerke und mehrerer Bauerngüter über das Doppelte zu vergrößern. Mit seiner Verheiratung nahm er übrigens seinen Abschied von der Armee und zog sich mit der geliebten Gattin nach H—berg zurück, wo beide sich ein Elysium zu schaffen träumten.

Martin Waller verdroß dies ungemein; er glaubte sich beeinträchtigt, in seinem Rechte gekränkt und gefährdet, als Eleonore daran ging, den Park aus seiner Verwilderung zu reißen und ihm eine schöne Gestalt zu geben. „Das alte wird nicht mehr geachtet," sagte er oft, „und ich werde auf meine letzten Tage nicht wissen, wohin ich mein Haupt legen soll."

Eine solche Besorgnis hätte eigentlich in ihm nicht platzgreifen dürfen; denn er hatte sich während der Jahre der Verwaltung, da niemand von ihm Rechenschaft gefordert hatte, ein beträchtliches eigenes Vermögen gesammelt, das ihn vor Mangel zu schützen wohl imstande gewesen wäre; aber die Habsucht, ja der Geiz hatten sich seiner bemächtigt. „Wenn diese Frau nicht gewesen wäre, hätte ich H—berg weiter verwaltet," meinte er und ein finsterer Haß, den er hinter kriechendes Wesen zu verbergen suchte, bemächtigte sich seiner.

Mochte die Verstellung ihm auch anderen gegenüber glücken, nicht so vor der jungen und schönen Frau, welche eine wachsende Abneigung empfand, obgleich sie keineswegs ahnte, wozu Martin Waller entschlossen war, als er einmal den kostbaren Schmuck Eleonorens, den er über hunderttausend Mark richtig schätzte, gesehen hatte. „Bin ich in seinem Besitze, so bin ich geborgen," sagte er sich, und seine Gedanken gingen darauf, ihn zu stehlen und sich mit dem entwendeten Gute zu flüchten. Hierzu bot sich jedoch in dem ersten halben Jahre keine Gelegenheit; denn Eleonore hielt ihre Juwelen in sicherem Verwahrsam.

Nach und nach verwandelte sich der Haß in die wildeste Wut, die er nur schlecht verbarg; er wurde verbissen und wortkarg. Selbst Gottfried entging dies nicht, und da er in seiner Gutmütigkeit jeden Mißklang vermeiden wollte, überschüttete er Waller förmlich mit Wohlthaten, ohne ihn zu bessern. Das tadelte Eleonore und meinte, daß er sich dem Verwalter gegenüber zu viel vergebe, auch zeige sich dieser gegen sie widersetzlicher als sonst. Das sei nicht mehr zu ertragen, Gottfried möge ihm einmal ernstliche Vorstellungen machen.

Saldern kam auch ihrem Wunsche in seiner gutmütigen Weise nach. Die Augen auf den Boden gesenkt, hörte ihm Martin Waller zu.

„Ja, ja, gnädiger Herr," erwiderte er, „ich bin ein nichtsnutziger alter Bursch. Jetzt soll alles anders sein und anders ausschauen. Die Neuerungen sind unerträglich."

Gottfried von Saldern unterbrach hier seine Rede, er hieß Waller schweigen, seine Gemahlin habe völlig recht, daß der alte Schlendrian nicht fortgehen dürfe, und wer — setzte er in erhobenem Tone fort — sich nicht fügen wolle, der könne H—berg verlassen.

Der Verwalter hatte das nicht erwartet, er stutzte. „Sie wollen mich fortjagen," sagte er, „mich, der ich Ihrem Herrn Vater treu und ehrlich gedient habe?"

„Ich nicht," versetzte der Gutsherr; „aber Sie jagen sich selbst fort, wenn Sie sich nicht fügen. Sie können bis zu Ihrem Lebensende bei mir bleiben; aber ich will nicht, daß Sie ein schlechtes Beispiel geben und den Anordnungen meiner Frau entgegentreten oder die Arbeiter und Knechte aufhetzen. Haben Sie die Achtung, welche Sie meiner Frau schuldig sind, vor Augen, oder — wir sind geschieden. Ich denke, daß Sie nun wissen, was Sie zu thun haben."

Martin Waller machte eine tiefe Verbeugung. „Allerdings," erwiderte er, „die gnädige Frau soll sich über mich nicht mehr zu beklagen haben."

Als Waller den Besitzer von H—berg verließ, murmelte er zwischen den Zähnen: „Das war die Einleitung; aber ich mache ihnen einen Strich durch die Rechnung. Man soll mich nicht fortjagen; ich werde selbst gehen, aber wenn es Zeit ist."

Er mied von dem Augenblicke Eleonore, soviel dies möglich war. Wenn sie aber zusammentrafen, zwang er sich lächelnd zu kriechend demutsvollem Wesen.

„Noch mehr als sein finsteres, unfreundliches Betragen," äußerte sich Eleonore zu ihrem Gatten, „widert mich seine Freundlichkeit an, von der ich weiß, daß sie nicht aufrichtig gemeint ist."

Gottfried versetzte, sie sei ungerecht; Waller gebe sich die größte Mühe, ihr zu gefallen. — —

An einem Augusttage wurde Gottfried von Saldern von einigen Gutsbesitzern zur Besprechung über die bevorstehenden Reichstagswahlen nach W—stein eingeladen, einem Städtchen jenseits der Sanne. Bisher hatten die beiden Gatten sich noch nie auf Stunden getrennt, und so wurde es Eleonore schwer, ihn scheiden zu sehen, obgleich sie zu vernünftig war, um ihn zurückzuhalten.

„Wenn es mir möglich ist, komme ich noch in der Nacht zurück," sagte er, bevor er sich auf das Pferd schwang; er winkte noch einmal mit der Hand und war dann bald ihren Augen entschwunden.

Als Eleonore sich umwandte und in das Schloß zurücktrat, bemerkte sie Martin Waller, dessen Blick mit einem finsteren Ausdrucke auf ihr ruhte. Sobald ihr Auge aber auf ihn fiel, verbeugte er sich kriechend demütig. „Sie hier, Herr Verwalter?" sagte Eleonore. „Was thun Sie hier?"

„Eigentlich," lautete die Antwort, „wollte ich den gnädigen Herrn noch vor seiner Abreise sprechen; aber auch wieder nicht stören."

„Hatten Sie ihm etwas wichtiges zu sagen?" fragte Eleonore.

„Ich hätte ihn aufmerksam gemacht, daß ein Gewitter naht und den Weg durch die Sanne gefährlich machen wird," erwiderte er.

„Mein Mann wird sich einer Gefahr nicht unnötig aussetzen, er kennt ja sein Heimatland," entgegnete sie.

„Entschuldigen Sie, gnädige Frau, daß ich widerspreche," sagte er, „aber der Herr ist lange Zeit nicht hier gewesen und wird es wohl vergessen haben, wie die Sanne bei einem Gewitter anschwillt. Jetzt fast trocken, wird sie in wenigen Stunden ein reißender Strom, der alles, was ihm in den Weg kommt, mit sich fortzieht."

Wallers Prophezeihung traf ein. Gegen neun Uhr abends brach ein gewaltiges Unwetter los. Der Himmel schien hin und wieder in Feuer zu stehen, so rasch folgten sich die Blitze, der Donner hallte fürchterlich in den nahen Bergen wieder, der Sturm schüttelte mächtig selbst die Baumriesen, während der Regen Gießbächen gleich vom Himmel stürzte. So furchtbar der Aufruhr in der Natur auch erschien, er erschreckte Eleonore weniger als der Gedanke, daß ihr Gemahl von dem Unwetter im Freien überrascht sein könnte. Sie fand freilich darin Trost, daß die Besprechung erst spät beendet sein werde.

Mit dieser Beruhigung begab sie sich schon früh in ihr Schlafzimmer, wo sie die festen Kleider mit dem bequemen Schlafrock vertauschte. Hierauf schickte sie die Zofe mit der Bemerkung zu Bett, daß sie noch an eine Freundin schreiben wolle. Als sie hinter dem Mädchen das Schlafzimmer abgeschlossen hatte, setzte sie sich an den Schreibtisch und begann den Brief. Während sie nachdenklich das Haupt in die Hand stützte, fiel ihr Blick in einen Spiegel, der gegenüber stand. So bemerkte sie, daß die Gardine sich bewegte und ein wenig geöffnet wurde. Schon wollte sie sich umwenden, als sie ein Haupt hervorlugen sah, dessen wilde, energische Züge auf einen furchtbaren Vorsatz hätten schließen lassen, wäre auch kein entblößtes Fangmesser, wie die Jäger es gebrauchen, in der rechten Hand sichtbar gewesen.

„Martin Waller! er kommt, um Dich zu morden." Dieser Gedanke durchblitzte sie. Sie wollte aufspringen und entfliehen, doch fühlte sie, daß die Beine ihr den Dienst versagen würden. Ihr Hilferuf wäre nicht gehört worden, und die Klingelschnur, welche neben dem Schreibtische hing — ihr Auge flog dahin — war abgeschnitten.

„Wenn ich den Mörder durch Bitten zu erweichen suchte? Es würde nichts helfen," sagte sie sich, „es würde meinen Tod nur beschleunigen. Eines nur kann retten — Geistesgegenwart!"

Sie fragte sich, was den Verwalter zu solch ruchloser That treiben könnte. Die Antwort war: Rache oder Habsucht, am wahrscheinlichsten beides. Ihre Pulse hämmerten, ihr Blut war in Aufregung und die Sinne wollten sie verlassen. Es wurde ihr dunkel vor den Augen, und in den Ohren tönte es ihr wie Meeresbrausen. Mit Gewalt, ohne eine Bewegung zu machen, bezwang sie diesen Zustand der Ohnmacht; aber sie meinte, als sie wieder einen Blick in den Spiegel warf und das lauschende, wilde Antlitz noch gewahrte, daß sich das Haar auf ihrem Haupte aufrichtete. — „Vielleicht genügt es ihm, wenn er sich in den Besitz der Brillanten setzen kann, vielleicht gewinne ich so Gelegenheit zur Flucht," dachte sie und legte die Feder aus der Hand mit den laut ausgesprochenen Worten: „Es will heute nicht gehen. Sehen wir, ob die Gedanken mit dem Lichte meiner Brillanten kommen."

Sie erhob sich und ging festen Schrittes in das Kabinet, dessen Thür offen stand. Hätte der Schlüssel von innen gesteckt, so hätte sie die Thür rasch in das Schloß geworfen und verschlossen. Das war nicht der Fall, der Schlüssel stak auf der Seite des Schlafzimmers, ein Riegel aber war gar nicht vorhanden.

Die Gedanken drängten sich in ihrem Haupt; aber nur ein leuchtender Punkt blieb: „Ich darf die Geistesgegenwart nicht verlieren, muß ihn in das Kabinet locken, dort ihn fangen." Sie schritt auf das Kabinet zu, äußerlich ruhig, während ihr Herz furchtbar pochte; denn in jedem Moment mußte sie erwarten, daß der Mörder sich auf sie stürzen würde. Jetzt war das Kabinet erreicht, auf dessen Schwelle sie das Haupt senkte, während sie wie vor sich hinsprach: „Wo habe ich doch den Schlüssel hingelegt? Ohne ihn kann ich nicht zu meinen Brillanten." Das Wort errettete sie für den Augenblick; denn schon hatte Martin Waller sich zu dem Sprunge angeschickt, ohne die Juwelen wäre jedoch der Mord zwecklos gewesen, so zog er sich zurück.

Eleonore ging wieder zu dem Schreibtische zurück, öffnete mehrere Fächer, sah hinein und warf sie wieder wie unwillig zu, dann meinte sie in ihrem Selbstgespräche, sie werde ihn in den Kleidern gelassen haben. Sie suchte, endlich hatte sie ihn gefunden. Während dieser ganzen Zeit fühlte sie, daß Wallers Blicke auf ihr ruhten, obgleich sie ihm abgewendet war, daß seine Augen jede ihrer Bewegungen verfolgten.

Sie hatte den Schlüssel gefunden, ging in das Kabinet, öffnete den Wandschrank und nahm die Brillanten heraus. „Wer hat schönere?" rief sie aus. — In der That waren die Juwelen, die sie in der Hand hielt, von überraschender Schönheit. Sie stellte sie auf ein Tischchen in dem Kabinet und nahm noch andere Schmuckgegenstände aus dem Schrank. „Was ist das?" redete sie dann wie mit sich selbst: „Bin ich doch plötzlich wie zum Umsinken müde. Ich werde einige Minuten ruhen, dann wird mir wieder wohl sein." Sie eilte zum Bett und legte sich auf dasselbe. Sie schloß die Augen und gab sich den Anschein einer Schläferin. Gleich darauf schlich Waller hinter der Fenstergardine hervor und nahte sich dem Bette auf den Fußspitzen.

Er lauschte, die Hand mit dem Fangmesser hob sich —

ein Augenblick und Eleonore hatte zu leben aufgehört, aber auch diese entsetzliche Probe bestand sie. Die gleichförmigen Atemzüge täuschten den Verwalter, er war überzeugt, daß Eleonore wirklich schlafe. Eine eisige Kälte durchdrang ihren Körper, alle Nerven bebten fieberhaft; aber sie bezwang sich und verriet sich durch keine Bewegung.

Waller vollführte den Stoß nicht. „Wenn sie erwacht, wird es noch Zeit sein," murmelte er. „Ich kann keinen Schlafenden töten."

Er schlich zu dem Kabinet. Eleonore mußte ein lauteres Aufatmen unterdrücken, sie öffnete zur Hälfte die Lider. Waller blieb auf der Schwelle stehen und schaute sich nochmals um — sie verharrte in ihrer früheren Stellung. Er nickte befriedigt und trat zu dem Tischchen, wohin Eleonore die Juwelen gelegt hatte. Seine Augen funkelten bei dem Anblicke. Er steckte alles in die weiten Taschen seines Rockes, dann wandte er sich dem offenen Wandschranke zu. So kehrte er dem Bette den Rücken. Eleonore benutzte dies und erhob sich leise, vorsichtig; aber kaum stand sie, so wandte sich der Verwalter um und ein wilder Schrei entrang sich seiner Brust.

Wie zwei Pfeile auf ein Ziel stürzten die beiden auf die Thür des Kabinets zu — die geängstigte Frau erreichte sie einen Augenblick eher als Waller, noch war sie aber nicht in das Schloß gefallen und er suchte sie wieder aufzudrängen. Mit der Gewalt der Verzweiflung kämpfte Eleonore gegen die überlegene Kraft ihres Feindes an. „Ich erwürge Dich," schrie er wütend und holte zu einem Stoße aus, der die Frau beiseite geschleudert hätte; aber in diesem Moment gelang es ihr, die Thüre zuzudrücken und den Schlüssel umzudrehen — ein, zweimal.

Ihre Kraft war zu Ende, sie sank in die Knie, während Waller gegen die Thür raste. Wenn er sie einbräche! Sie schleppte sich zu dem Fenster, hier raffte sie sich empor und stieß es auf. Ihr gellender Hilferuf schallte durch die Nacht: „Mörder! Räuber!" Das Gewitter war vorüber, und tiefe Stille war ihm gefolgt. Noch einmal wiederholte sie schreiend den Hilferuf, dann schwand ihr das Bewußtsein.

Waller tobte anfangs vergebens gegen die starke Thür; es gelang ihm diese erst zu erbrechen, als die herbeigeeilten Diener mit Waffen das Schlafzimmer erfüllten. Vor Wut schäumend, mit geschwungenem Messer stürzte er vor, da traf ihn eine Kugel in das Herz, eine andere in die Seite. Er brach auf der Stelle zusammen, wo sich der dunkle Fleck zeigt.

Als Gottfried von Saldern am Morgen nach seinem Schlosse zurückkehrte, fand er seine Gemahlin im hitzigen Fieber, von dem sie nur langsam genas; und erst nach Monaten verlor sie das nervöse Zucken und Beben, welches die Folge jener Nacht war — ihr Haar blieb jedoch weiß, wie die entsetzlichen Stunden es ihr gefärbt hatten. —

Zur Belehrung und Unterhaltung.

— **Indianer auf der Fischjagd.** (Siehe das Bild Seite 52.*) Zentral-Brasilien beherbergt noch eine große Menge der unverdorbensten Naturvölker und besonders das Quellgebiet des Schingu, eines Halbbruders des Amazonenstromes, weist so zahlreiche Stämme auf, daß jenes Land als eines der interessantesten und ergiebigsten Forschungsgebiete erscheint. Die Nahuqua, Mehinaku, Aueto, Yaulapiti, Arauiti, Kamayura, Aruma, Trumaï und vor allem die Bakaïri, Paressi und Bororo sind nur die bedeutenderen unter den vielen Indianerstämmen, die Zentral-Brasilien bevölkern und um deren Erforschung sich Karl von den Steinen in zwei Expeditionen der Jahre 1881 und 1887—88 als Leiter und dessen Vetter Wilhelm von den Steinen aus Düsseldorf als Spezialartist derselben große Verdienste erworben haben. — Den Hauptinhalt des Lebens der Indianer Brasiliens macht die Jagd aus, wenn auch der Ackerbau einige Verbreitung gefunden hat. Jagd und Fischfang liefern ihnen die wichtigsten Werkzeuge; Pfeil und Bogen, das Wurfbrett und die Keule sind ihre Waffen. Von eher friedfertiger Sinnesart, haben sie es in manchen Künsten des Friedens zu bemerkenswerten Fertigkeiten gebracht. Sie kennen den Gebrauch des Feuers, spinnen und verweben die Ananasseide, den Aloehanf, Palmfaser und Baumwolle zu Netzen und Hängematten; ihre Gefäße formen sie aus kürbisähnlichen Früchten, in selteneren Fällen auch aus Thon, der geformt, an der Sonne getrocknet und über stark rußendem Feuer gebrannt wird. Die Bororo-Indianer verbringen die Hälfte ihres Lebens auf dem Wasser und man sagt von ihnen, daß sie sich in diesem Elemente wie in der Luft bewegten, daß sie Fische zum Beispiel unter Wasser fingen. Auch mit Pfeil und Bogen gehen sie auf die Fischjagd, wie es unser Bild überaus anschaulich illustrirt. Ein Kanu von stattlicher Größe, aus der Rinde des Jatoba verfertigt und wohl an acht Meter lang, trägt die Jagdgesellschaft. Zur Lenkung der Fahrzeuges dient je ein Ruderer an den beiden Enden. Ist das Jagdrevier erreicht, dann lockt der eine der Ruderer durch hingeworfene Früchte die Fische aus der Tiefe, damit sie dem Pfeilschützen als Zielscheibe dienen. Ein vierter Bootsinsasse macht die erlegte Beute über Feuer sofort zur Mahlzeit fertig, denn den Fischenden ist es viel weniger um eine beutereiche Heimkehr zu thun als darum, sich gleich an Ort und Stelle tüchtig satt zu essen.

*) Mit demselben beginnt eine Bereicherung dieses Blattes, die seinen Lesern willkommen sein dürfte. In jeder Nummer kommt von jetzt ab eine Original-Holzschnitt-Illustration zur Veröffentlichung, welche im Verlage des Herausgebers erscheint und an deren Herstellung namhafte Düsseldorfer Künstler beteiligt sind.

Vor dem Kruzifix.

(Siehe das Bild Seite 53.)

An dem Kreuz seh' ich dich hangen,
Süßer Heiland, mein Verlangen,
Seh' dich auf dem Schmerzensthrone,
Auf dem Haupt die Dornenkrone,
Und in den erstarrten Händen
Harte Eisen.
Ach, zerreißen
Möcht' das Herz bei solchem Bilde:
Und für mich willst du so enden,
Mich, den Sünder, — großer Gott der Milde!

Wollt' ich je in schweren Tagen
Ob der Leiden mich beklagen,
O, dann zeig' mir deine Wunden,
Und den Schmerz, den du empfunden
In der Brust voll Lieb' und Treue,
Laß mich schauen,
Daß mit Grauen
Ich der Sünden mein gedenke
Und in Liebe, Dank und Reue
Meinen Schmerz in deinen Schmerz versenke.

Von P. Ambros Schupp. S. J.

— **Merkwürdige Ansicht.** Nach Beendigung des schlesischen Krieges bereiste Friedrich der Große Schlesien. Auf einer Haltestation sah er einen Invaliden stehen, der ihm eine Bittschrift übergab. „Was willst Du?" „Eine Pension verlange ich!" „Du hast ein Bein verloren — sollst auch eine Pension bekommen! Wie lange dienst Du mir?" „Ich hab' sieben Jahre gedient, aber gegen Sie." „Gegen mich?" „Ja; denn ich bin ein Oesterreicher!" „Ei, so laß Dir doch von Deinem Kaiser eine Pension geben!" „Nein Majestät, das wäre unrecht! Ihre Soldaten haben mir ein Bein weggeschossen, darum müssen auch Sie mir eine Pension geben!" Der König machte ein nachdenkliches Gesicht und — bewilligte die Pension.

— **Auch eine Fürbitte.** Ein presbyterianischer Prediger, der unter König Wilhelm III. von England in der Hofkirche zu Edinburg den öffentlichen Gottesdienst versah, gebrauchte folgende merkwürdige Formel am Schlusse seines Gebetes: „Herr, hab' Erbarmen mit allen geistig Armen und Einfältigen, vorzüglich aber mit dem wohlweisen Stadtrat von Edinburg."

Zum Zeitvertreib.

Rebus:

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Lösung des Rebus in voriger Nummer:
Der Eitele betrügt sich selbst.

Druck und Verlag des Düsseldorfer Volksblattes, Gesellschaft m. b. H., herausgegeben und redigirt von Ludwig Weber, beide in Düsseldorf.